

I. Lebendige Formen

Zur Trennungsgeschichte des Lebenswissens ›Leben‹ bei Georg Büchner und in der frühen Biologie

»Denn was ist Lebenswissen!«¹ – Herders Frage in Form eines Ausrufs aus dem Jahr 1769 markiert noch immer und gegenwärtig verstärkt den epistemisch unsicheren Status des »Lebenswissens«. Es steht einerseits für ein lebenspraktisches Orientierungswissen, das in unterschiedlichsten Formen und Medien verstreut vorliegt, etwa in Texten der Literatur, Weisheitslehrer, Ratgebern zur Lebensführung oder der Spruchdichtung. Andererseits hat das Wissen vom Leben seit dem 18. Jahrhundert die Gestalt einer auf kohärente Beschreibungen und Erklärungen ziellenden, den Naturwissenschaften nahestehenden experimentellen Wissenschaft angenommen. In ihrer autonomen Ausdifferenzierung hat diese Wissenschaft, die sich seit etwa 1800 ›Biologie‹ nennt, Praktiken und Begrifflichkeiten entwickelt, die sie in weiten Teilen von Bezügen zur Alltagswelt entfernt haben. Die Geschichte der Entwicklung des Lebensbegriffs vom 18. bis ins 20. Jahrhundert ist also eine »Trennungsgeschichte« wissenschaftlicher Diskurse.² In der gegenwärtigen Transformation der Biologie zu den »Lebenswissenschaften« wird allerdings die Verortung des Wissens in nur einer Disziplin unmöglich. Vor dem Hintergrund einer rasant fortschreitenden Einbindung des Wissens in Anwendungskontexte – von der Biomedizin über die Synthetische Biologie bis hin zum Naturschutz – ist eine verstärkte Verschränkung von biologischen Begriffen und Techniken mit normativen Fragen festzustellen. Diese bedingt eine umfassende Neukonfiguration des naturwissenschaftlichen Wissens: die Verknüpfung der faktischen mit ethischen, rechtlichen, ästhetischen, ökonomischen und politischen Dimensionen. Unklar ist aber, wie diese Verknüpfung angesichts einer disziplinär gegliederten Forschungslandschaft gelingen kann. Hilfreich könnte in dieser Situation ein Blick in die historische Phase sein, in der die Differenzierung der wissenschaftlichen

¹ Johann Gottfried Herder: Der Genius der Zukunft (1769), in: Ders.: Sämmliche Werke, Bd. 29, hg. von Bernhard Suphan, Berlin 1889, S. 322–323, hier S. 322.

² Zum Begriff der Trennungsgeschichte vgl. Sigrid Weigel: Thesen zur Forschungsperspektive einer Philologie wissenschaftlicher Konzepte, in: Geschichte der Germanistik 23/24, hg. von Christoph König, Göttingen 2003, S. 14–17, hier S. 15, sowie Karlheinz Barck: Leonardo-Effekte. Perspektiven aus der Differenzierung von Natur und Geisteswissenschaften, in: Weimarer Beiträge 59 (2013), S. 167–189.

Diskurse ihren Anfang nahm. Besonders aufschlussreich könnte dabei die Untersuchung interdiskursiver Medien wie der Literatur³ sein, in denen die verschiedenen Diskurse des Lebenswissens zusammengeführt werden.

I. ›Leben‹ und ›Lebenswissen‹

›Leben‹, dieses häufige und attraktive Wort der deutschen Sprache, ist kein naturwissenschaftlicher Begriff. Es ist überhaupt kein wissenschaftlicher Begriff. Ja, ich möchte so weit gehen, zu sagen: Dieses Wort ist nicht einmal ein Begriff. In seiner ganzen Komplexität, Selbstbezüglichkeit und auch Widersprüchlichkeit ist ›Leben‹ ein »Zauberwort«.⁴ Es unterwandert viele der für die neuzeitliche Wissenschaft leitenden Differenzen, wie die zwischen *Körper* und *Seele*, *Individuum* und *Kollektiv*, *Erhaltung* und *Veränderung*, *Natur* und *Technik*, *Generell-Organischem* und *Speziell-Menschlichem*. Die Bedeutung des Wortes lässt sich nicht auf nur eine der Seiten dieser Oppositionspaare festlegen. Jede Seite benennt für bestimmte Kontexte wesentliche Aspekte des Ausdrucks. Weil es alle diese grundlegenden Gegensätze in sich vereint, hat ›Leben‹ keinen eigentlich begrifflichen Charakter. Das Wort ist damit im Grunde auch kein wissenschaftlicher Terminus. Es trägt aber wiederum zur Komplexität des Ausdrucks bei, dass er in manchen Kontexten doch wie ein Terminus gebraucht wird, sogar als der zentrale Grundbegriff einer Wissenschaft, die sich meist als Naturwissenschaft versteht: Seit Beginn des 19. Jahrhunderts reklamieren Biologen für ihre Wissenschaft, *die* Lebenswissenschaft zu sein, und für das Phänomen ›des Lebens‹ eine endgültige naturwissenschaftliche Bestimmung und Erklärung (irgendwann einmal) liefern zu können. Es gibt aber daneben auch eine lange Tradition, die ›Leben‹ für einen grundsätzlich nicht rationalisierbaren Begriff hält: »Was Leben sei, ist ein nicht aufzulösendes Rätsel«, es sei »ein Irrationales«, das »durch keine Formeln logischer Leistungen repräsentiert werden« könnte, heißt es etwa

³ Vgl. Jürgen Link: Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik, in: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, hg. von Jürgen Fohrmann und Harro Müller, Frankfurt a.M. 1988, S. 284–307.

⁴ Vgl. Georg Toepfer: Die Unbegrifflichkeit von ›Leben‹ in der Begrifflichkeit der Ethik. Welche Rolle die Rede von ›Leben‹ in der Ethik spielt und warum sie nicht zentral ist, in: Jahrbuch für Wissenschaft und Ethik 2013 18 (2014), S. 199–234. Für weitere Nachweise von Autoren, die ›Leben‹ als »Zauberwort« bezeichnen, siehe die Online-Datenbank *Bioconcepts*: www.biological-concepts.com, s.v. ›Leben‹.

bei Wilhelm Dilthey.⁵ ›Leben‹ bewegt sich also nicht zuletzt zwischen den Polen des *wissenschaftlich Bestimmbaren* und des *Auferwissenschaftlichen*. Die Vieldimensionalität und Vieldeutigkeit sowie die Reflexivität des Lebensbegriffs, seine Selbstreferenzialität auf den Sprecher, führen also dazu, dass von *Leben* nie in bloß terminologischer Bedeutung gesprochen und das Wort nicht vollständig diskursiv eingeholt werden kann. Es ist ein immer über das unmittelbar Gemeinte hinausweisender Ausdruck. Hans Blumenberg hat für ein solches Wort die Bezeichnung *absolute Metapher* gefunden.⁶ Gemeint ist dies bei ihm nicht in der Weise, dass dem Ausdruck »nichts Wirkliches unmittelbar entspricht« (wofür der Romanist Hellmuth Petriconi den Terminus ›absolute Metapher‹ 1928 einföhrte⁷) – denn ›Leben‹ hat selbstverständlich konkrete Referenten in der Welt, z.B. die Daseinsweise einzelner Lebewesen –, sondern eher in der Bedeutung eines Ausdrucks, der nicht eine ›bloße Metapher‹⁸ ist, der also nicht in eine einzige eigentliche Ausdrucksweise aufzulösen ist. ›Leben‹ ist eine absolute Metapher im Sinne Blumenbergs, weil das Wort gleichzeitig zu viele Referenten in der Welt hat, um rein terminologisch verwendet werden zu können. Es bezeichnet die komplexe Verschränkung von deskriptiven und normativen Fragen in einem (un-)begrifflichen Konstrukt. In vielen einzelnen Disziplinen – von der Biologie über die Gesundheitsökonomie und Rechtswissenschaft bis zur Literaturwissenschaft, Theologie und Philosophie – können die verschiedenen Aspekte untersucht werden, aber erst zusammen machen die einzelnen, jeweils disziplinär reduzierten Lebensbegriffe dieser Fächer das Ganze des interdisziplinären Begriffs des Lebens aus. Und es sind offensichtlich gerade seine Unbegrifflichkeit und Unschärfe, die das Wort so attraktiv für verschiedenste Bereiche machen.

Was für ›Leben‹ gilt, gilt in ähnlicher Weise auch für ›Lebenswissen‹. Entgegen manchen Behauptungen (so seit 2013 im entsprechenden Wikipedia-

⁵ Wilhelm Dilthey: Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (ca. 1910), in: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 7, Stuttgart 1926, S. 189–291, hier S. 218.

⁶ Hans Blumenberg: Paradigmen zu einer Metaphorologie, in: Archiv für Begriffsgeschichte 6 (1960), S. 7–142, hier S. 11. Nachfolger Blumenbergs, darunter Philipp Stoellger, Rüdiger Zill und Ferdinand Fellmann, haben ausdrücklich ›Leben‹ als eine solche absolute Metapher angesehen (für Nachweise vgl. wiederum die oben, Anm. 4, zitierte Online-Datenbank).

⁷ Hellmuth Petriconi: Die spanische Literatur von heute, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 16 (1928), S. 150–163, hier S. 156.

⁸ Josef König: Bemerkungen zur Metapher [1937], in: Ders.: Kleine Schriften, Freiburg i.Br. 1994, S. 156–176, hier S. 172.

dia-Eintrag) kann schon das Wort ›Lebenswissen‹ auf eine reiche Begriffsgeschichte zurückblicken. Sie beginnt offenbar mit der eingangs zitierten, eher abschätzigen Verwendung des Ausdrucks in Herders Ode *Der Genius der Zukunft*. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wird das Wort in vier Grundbedeutungen verwendet:⁹ Es erscheint erstens im Sinne eines nicht immer begrifflich strukturierten Wissens von hoher lebensweltlicher Relevanz, einer primär durch Praxis gewonnenen Weisheit, die das individuelle Leben trägt, sinnhafte Orientierung gibt und darin vielfach religiöse Dimensionen aufweist. ›Lebenswissen‹ kann zweitens das auch auf triviale Dinge des Alltags bezogene, intuitive Wissen meinen, das eng mit einem spezifischen Können verknüpft ist. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Ausdruck ›Lebenswissen‹ drittens als Terminus für ein psychologisches Konstrukt zur Messung eines bestimmten Aspekts von Intelligenz eingeführt. Es wird in diesem Sinne neben das Schulwissen und Leistungen der Konzentration und des Gedächtnisses gestellt. In einem »Intelligenzprüfungsbogen« aus dem Jahr 1933 ist das Lebenswissen als lebenspraktisches Wissen von alltäglichen Dingen und von grundlegenden wissenschaftlichen Sachverhalten definiert, wie etwa dem Wissen davon, wo die Sonne aufgeht und warum es Tag und Nacht wird.¹⁰ Die heute vorherrschende vierte Bedeutung von ›Lebenswissen‹ als biologisches Wissen ist jüngeren Datums. Im Deutschen hat sie sich erst in den letzten Jahren durchgesetzt, während sie im Englischen vereinzelt schon im 19. Jahrhundert Verwendung fand, so 1843 durch Horace Mann in dem Vorschlag für ein »Curriculum« der Biologie: *Life-Knowledge*.¹¹

Der Beitrag der Literatur zum ›Lebenswissen‹, und das korrespondierende Verständnis der Literaturwissenschaft als »Lebenswissenschaft«, wird deutlich bei dem Romanisten Ottmar Ette, der diese Auffassung seit 2004 programmatisch verfolgt. »Lebenswissen« erklärt Ette geradezu zur »Aufgabe der Philologie« (so der Untertitel seiner Monographie). Er erläutert:

Lebenswissen ist [...] an spezifische Lebenserfahrungen, nie aber an eine einzige Logik zurückgebunden; vielmehr ist in diesem Begriff gerade die (Überlebens-) Fähigkeit enthalten, gemäß verschiedener Logiken zugleich denken und handeln

⁹ Vgl. die Nachweise in der Datenbank *Bioconcepts* (wie Anm. 4), s.v. ›Lebenswissen‹.

¹⁰ Deutsches Reich: Verordnung der Reichsminister des Innern und der Justiz zur Ausführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 5. Dezember 1933, in: 5. Beiheft zum Reichs-Gesundheitsblatt, Jahrgang 1933, Beilage zur Nr. 51, in: Reichs-Gesundheitsblatt 8 (1933), S. 90–92, hier S. 91.

¹¹ Horace Mann: Outline for physiology curriculum, in: Sixth Annual Report of the Board of Education 1843, S. 98–134, hier S. 98f.

zu können. [...] [Es] kommt der Literatur das Vermögen zu, normative Formen von Lebenspraxis und Lebensvollzug nicht nur in Szene zu setzen, sondern auch performativ im ernsthaften Spiel zur Disposition zu stellen. Das Literarische enthält stets ein Wissen um die Grenzen der Gültigkeit von Wissensbeständen einer gegebenen Gesellschaft oder Kultur. Vor diesem Hintergrund darf Literatur in ihren unterschiedlichen Schreibformen als ein sich wandelndes und zugleich interaktives Speichermedium von Lebenswissen verstanden werden. Anders als in der Philosophie geht es freilich im Bereich des Literarischen nicht um die Konstruktion in sich kohärenter Sinnssysteme, sondern um die künstlerische Fähigkeit, Kohärenzen durch Dekohärenzen [...] zu bereichern.¹²

Für Ette ist das ›Lebenswissen‹ also ein flexibles Wissen, das sich Situationen anpassen kann. Es fügt sich nicht einer einzigen Logik, sondern ist variabel in seinen Formen und Inhalten; und es enthält ein reflexives, in sich gebrochenes Moment, insofern seine eigene Begrenztheit und Kontingenz, also das Auch-Andersseinkönnen, im ›Lebenswissen‹, besonders im literarischen Lebenswissen, immer mitgedacht werden.

Es stellt sich aber die Frage: Wie kann ein solches vielfältiges, perspektivenreiches, heterogenes, sich selbst unterbrechendes und widersprechendes Wissen die Form einer Wissenschaft annehmen? Ist es nicht nur ein ungeordneter, geradezu chaotischer Erfahrungsschatz, der in der Literatur gespeichert wird, von dem lieber nicht behauptet werden sollte, dass es von ihm eine Wissenschaft geben oder dass er gar selbst in die Form einer Wissenschaft gebracht werden könnte? Festzuhalten gilt es zumindest, dass die Literatur Momente von ›Leben‹ formuliert, die nicht in den methodisch auf Kohärenz bedachten, funktionalistischen Theorierahmen der Biologie passen. Zu fragen ist, wie diese Momente mit den biologischen zusammenpassen, bevor ›Leben‹ in umfassender Weise biologisch beansprucht wurde, bevor sich also die Biologie als Wissenschaft konstituierte.

II. Bestimmungen des Lebensbegriffs um 1800

Einflussreiche Autoren der Naturgeschichte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts stellten Prozesse der außermenschlichen organischen Natur in Begriffen und Narrativen aus der menschlichen Welt dar. Anthropomorph oder soziomorph beschrieb beispielsweise Carl von Linné die Geschlechtlichkeit der Pflanzen. Auch die enzyklopädisch orientierte Naturgeschichte

¹² Ottmar Ette: ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie, Berlin 2004, S. 12f.

des 18. Jahrhunderts vermochte es, avanciertestes wissenschaftliches Wissen als *Erzählung*, die an ein breites Publikum adressiert war, zu präsentieren. Dafür steht insbesondere Georges Buffons vielbändige *Histoire naturelle* (1749–1788). Sie erreichte über Fachkreise hinaus ein breites Publikum. Ihr Erfolg deutet auf eine Art »Aufklärungsunion von Naturwissenschaft und Literatur«.¹³

Dieses harmonische Modell, das Miteinander von Naturwissenschaft und Literatur, ihr Ausdruck in parallelen Begriffen, Bildern und Formaten, findet eine Entsprechung auch in einem Lebensbegriff, der offensichtlich von der These der Verbundenheit des Menschen mit der Natur getragen ist. Ein Beispiel dafür sind die Definitionen des Lebensbegriffs, die Immanuel Kant, der »einflussreichste Wissenschaftstheoretiker der Zeit«,¹⁴ gibt. In einer metaphysischen Schrift aus dem Jahr 1766 heißt es bei Kant: »[A]lles Leben beruht auf dem inneren Vermögen, sich selbst nach Willkür zu bestimmen«; in seinen Vorlesungen zur Moralphilosophie von 1774 sagt er: »[D]as Leben ist das Vermögen der Selbstthätigkeit«; in einer nachkritischen Schrift zur Grundlegung der Naturwissenschaft von 1786 bemerkt er: ›Leben‹ heiße u.a. »das Vermögen einer Substanz, sich aus einem inneren Princip zum Handeln [...] zu bestimmen«; und die Formulierung in der *Kritik der praktischen Vernunft* (1788) lautet: »Leben ist das Vermögen eines Wesens, nach Gesetzen des Begehrungsvermögens zu handeln«.¹⁵ Auffallend ist, dass Kant den Lebensbegriff explizit nur in seinen moralphilosophischen Schriften definiert. In seinem biotheoretischen Grundlagenwerk, der *Kritik der Urteilskraft* (1790), kommt der Ausdruck dagegen kaum vor. Kant spricht hier stets von »organisierten Wesen der Natur«. Mit ›Leben‹ verbindet er offensichtlich mehr als ein organisiertes System, nämlich eine Autonomie und Willensbestimmung des eigenen Handelns, also eine *ethische* Dimension. Ein *Begehrungsvermögen* schreibt Kant auch den Tieren zu, und insofern könnte in Kants Lebensbegriffs ein Verbindungsglied zwischen der Natur der Tiere und dem Menschen gesehen werden. Weil Kant dies aber nicht weiter ausführt und den Lebensbegriff in seinen biotheoretischen Schriften explizit zu vermeiden scheint, könnte bei ihm auch ein Ansatzpunkt für eine Trennungsgeschichte des Lebenswissens liegen: ›Leben‹ ist für Kant primär ein Autonomieprinzip, das er in die Nähe der Moralphilosophie rückt und

¹³ Peter Ludwig: »Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft«. Naturwissenschaft und Dichtung bei Georg Büchner, St. Ingbert 1998, S. 99.

¹⁴ Ebd., S. 89.

¹⁵ Die genauen Nachweise auf www.biological-concepts.com (wie Anm. 4), s.v. ›Leben‹.

damit aus der Biologie, die er um die Organisationsbegrifflichkeit zentriert, herausführt.

Ganz anders sieht es dagegen bei den frühen Biologen um 1800 aus. Sie geben ausdrücklich und mit dem Selbstvertrauen in erfolgreicher empirischer Forschung verwurzelter Naturwissenschaftler naturalistische Bestimmungen des Begriffs. In seiner frühen Phase als Neurophysiologe liefert Alexander von Humboldt in den *Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser* 1797 eine für seine physiologische Forschung gut operationalisierbare Definition: »Belebt nenne ich denjenigen Stoff, dessen willkürlich getrennte Theile, nach der Trennung, unter den vorigen äußersten Verhältnissen ihren Mischungszustand ändern«.¹⁶ Unterschieden sind sie darin von einem Metall oder einem Stein, wie er fortfährt, weil diese zertrennt werden könnten und dabei ihren Mischungszustand behalten. Das ist ein der physiologischen Forschung angepasster, simpler Lebensbegriff. Das Leben wird in den Händen der frühen Biologen überhaupt zu einem reinen Naturphänomen: »[L]a vie est un phénomène très naturel, un fait physique«, schreibt Lamarck 1802 in seinen *Untersuchungen zur Organisation lebendiger Körper*.¹⁷ Für die Naturforscher und Physiologen der Zeit ist ›Leben‹ eindeutig ein im Materiellen verankertes Naturphänomen. Sie identifizieren dann auch einfach die Worte ›lebendig‹ und ›organisch‹, so wie Christoph Girtanner bereits 1790 (»Les mots organisé & vivant sont, selon moi, des synonymes«¹⁸), und sie können damit auch schlicht die Physiologie zur *Lebenswissenschaft* erklären, wie Anthelme Richerand 1817 (»La physiologie est la science de la vie«¹⁹).

Erst seit dieser Zeit, seit den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, rückt der Titel *Lebenswissenschaft* überhaupt in diesen Zusammenhang. Vorher, seit der Antike, steht er, so wie bei Kant der Lebensbegriff, im Kontext der Moralphilosophie oder Sittenlehre: In der Antike erscheint der Ausdruck am Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts bei Sextus Empiricus,²⁰ ein Autor des frühen 18. Jahrhunderts erklärt die Kunst, mit sich selbst und mit

¹⁶ Alexander von Humboldt: *Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser*, Bd. 2, Posen 1797, S. 433f.

¹⁷ Jean-Baptiste Lamarck: *Recherches sur l'organisation des corps vivans*, Paris 1802, S. 70.

¹⁸ Christoph Girtanner: *Mémoires sur l'irritabilité, considérée comme principe de vie dans la nature organisée*, in: *Observations sur la physique, sur l'histoire naturelle et sur les arts* 37 (1790), S. 139–154, hier S. 150.

¹⁹ Balthasar-Anthelme Richerand: *Nouveaux élémens de physiologie*, Bd. 1, 7. Aufl., Paris 1817, S. 1.

²⁰ Vgl. Sextus Empiricus: *Adversus mathematicos* XI, 110.

den anderen auskommen zu können, für die große Lebenswissenschaft;²¹ und Christoph Meiners, Professor der Weltweisheit in Göttingen und Vertreter der Popularphilosophie, setzt den Ausdruck dann im Jahr 1800 in den Titel einer Monographie zur Sittenlehre.²²

Um 1800 war ‚Leben‘ also ziemlich viel: immer noch zentraler Begriff von Sittenlehren und Moralphilosophie, zugleich aber auch Terminus der Experimentalwissenschaften, die auf breiter Front – von der Mikroskopie, über die Neurophysiologie und komparative Anatomie, bis zur Medizin – rasant voranmarschierten. Es erscheint vor diesem Hintergrund geradezu konsequent, wenn die Autoren, die in das Umfeld der romantischen Naturphilosophie gerückt werden, den Begriff totalisieren und universalisieren: »Alles, das Universum selber, besitzt Leben«;²³ »Das Seyn, durchaus und schlecht-hin als Seyn, ist lebendig und in sich tätig, und es giebt kein anderes Seyn, als das Leben«;²⁴ »Es gibt nichts Todtes in der Welt; nur das ist todt, was nicht ist, nur das Nichts. [...] In der Welt ist alles lebendig«.²⁵ Aber das ist nur große Rhetorik. Im Grunde erfolgt um 1800 das genaue Gegenteil: die Fragmentierung des Lebenswissens, das Ende des großen Einheitsnarrativs vom Leben.

III. Die Spaltung des Lebenswissens um 1800

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts beginnt die Wissenschaft des Lebens mit ihrer Etablierung als Experimental- und Gesetzeswissenschaft ihre Populärität zu verlieren. Das Lebenswissen lässt sich formal und inhaltlich nicht mehr in die schönen, lustigen, mahnenden oder lehrreichen Narrative der Naturgeschichte integrieren. Es vollzieht sich in apparativen Praktiken und bedient sich einer sich rasant differenzierenden Terminologie, die an die Lebenswelten nicht mehr anschlussfähig ist. Die Forschung bewegt sich in

²¹ Vgl. François-Séraphin Régnier-Desmarais: *Traité de la grammaire françoise*, Paris 1706, S. 380.

²² Vgl. Christoph Meiners: *Allgemeine kritische Geschichte der ältern und neuern Ethik oder Lebenswissenschaft*, Erster Theil, Göttingen 1800.

²³ Gottfried Reinhold Treviranus: *Biologie*, Bd. 3, Göttingen 1805, S. 40.

²⁴ Johann Gottlieb Fichte: *Ueber das Wesen des Gelehrten* (1806), in: Ders.: *Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. I.8, Stuttgart-Bad Cannstatt 1991, S. 37–139, hier S. 71.

²⁵ Lorenz Oken: *Lehrbuch der Naturphilosophie*, Bd. 1, Jena 1809, S. 24f. (§ 71).

spezialisierten und sich immer weiter isolierenden Fachzirkeln; es entstehen weitgehend autonomisierte Diskurse.

Die Segmentierung wird von der empirischen Forschung nicht nur faktisch vollzogen, sondern auch rhetorisch stabilisiert, etwa in Form der ausgeprägten Polemik gegen die sich nicht spezialisierenden Diskurse wie die romantische Naturphilosophie in ihrem Einheitsdenken, analogischen Schließen und spekulativen, deduktiv argumentierenden Entwürfen. All das sei, nach den berühmten Worten Justus von Liebigs, »die Pestilenz, der schwarze Tod des Jahrhunderts«;²⁶ zu vergleichen ist die deutsche Naturphilosophie nach Liebig mit einem »abgestorbenen Baum, der das schönste Laub, die prächtigsten Blüthen, aber keine Früchte trug«.²⁷ Fruchtbare Forschung entstehe allein aus der spezialisierten und konsequent empirisch-experimentellen Arbeit – so die Auffassung der neuen Lebenswissenschaftler. Um das zu erreichen, vollziehen sie eine Abgrenzung, eine Entkopplung ihrer naturwissenschaftlichen Gegenstände gegenüber metaphysischen, ästhetischen, ethischen, weltanschaulichen oder anderen Diskursen und Inanspruchnahmen ihrer Ergebnisse. Es erfolgt also das, was mit Niklas Luhmann als die Ausdifferenzierung eines gesellschaftlichen Teilsystems beschrieben werden kann.

In der Frühphase dieser Entwicklung um 1800 gibt es selbstverständlich Versuche, ihr entgegenzuwirken. Einer von ihnen stammt von Friedrich Schiller, formuliert in dessen 1794 verfasster *Ankündigung zu den Horen*. Diese Ankündigung kann als ein Versuch verstanden werden, die vorrevolutionäre Verbindung zwischen Kunst und Wissenschaft wiederzubeleben. Als Programm für die Zeitschrift formuliert Schiller dort:

Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es tunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. [...] Auf diese Art glaubt man zur Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachteile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.²⁸

²⁶ Justus von Liebig: Ueber das Studium der Naturwissenschaften und über dem Zustand der Chemie in Preußen, Braunschweig 1840, S. 24.

²⁷ Justus von Liebig: Ueber das Studium der Naturwissenschaften, München 1852, S. 12; vgl. in der Fassung von 1840, S. 28.

²⁸ Friedrich Schiller: Ankündigung. Die Horen, eine Monatsschrift, von einer Gesellschaft verfaßt und herausgegeben von Schiller (1794), in: Schillers Werke (Nationalausgabe), Bd. 22, hg. von Herbert Meyer, Weimar 1958, S. 106–109, hier S. 106.

Das hat nicht funktioniert, lässt sich wohl konstatieren. Von den »Vermittlungsleistungen der Dichtung«²⁹ wollten die Empiriker nichts wissen. Die Vertreter der avancierten Einzelwissenschaften veröffentlichten keine Beiträge in Schillers Journal. Die Ganzheitsrhetorik der Naturphilosophie erschien ihnen ebenso unangemessen zur Darstellung ihrer experimentellen Verfahren der Naturforschung wie die älteren sinnstiftenden Narrative der klassischen Naturgeschichte. Denn es ging ihnen gar nicht mehr um die leib-seelische Einheit des Menschen und seine Einbindung in das Ganze der Natur, sondern lediglich um die physiologischen Mechanismen seines Körpers. Allein darin bestand für sie das Lebenswissen: Das Leben war ihnen ja nichts als »ein sehr natürliches Phänomen, eine physische Tatsache« (Lamarck).

Die Ganzheitsrhetorik, die die »schöne Welt [mit] der gelehrten« des Lebenswissens zusammenhalten sollte, war gescheitert; die Einheit konnte nur noch beschworen, aber nicht mehr begründet werden, allenfalls noch in Randbereichen wie der Humboldt'schen Landschaftslehre und Biogeographie. Auf den Feldern, die für das naturwissenschaftliche Wissen vom Leben zentral waren, wie etwa dem der Physiologie, war die Segmentierung der Bereiche aber vollzogen. Es mussten also andere Formen der Inbezugsetzung des Schönen mit dem Gelehrten gefunden werden. Eine dieser Formen findet sich im Werk Georg Büchners.

IV. Georg Büchners Darstellung des Lebenswissens

Büchner war bekanntlich Naturforscher und betrieb akribische Untersuchungen des Nervensystems von Wirbeltieren. Er war tief verwurzelt in der empirischen Forschung der Physiologie und Anatomie seiner Zeit. Schon seine Zeitgenossen sehen den Einfluss dieser wissenschaftlichen Beschäftigung auf sein literarisches Schreiben: Karl Gutzkow schreibt ihm im Juni 1836, seine »hauptsächliche Force« verdanke sich seiner »Unbefangenheit«, seiner »Autopsie«.³⁰ Naturwissenschaftliche Verfahren werden bei Büchner einerseits selbst zum Gegenstand der Literatur, andererseits ist Büchners Sprache von ihnen betroffen; sie ist »bis in die Nuancen hinein

²⁹ Ludwig: »Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft« (wie Anm. 13), S. 89.

³⁰ Karl Gutzkow: [Brief an Georg Büchner vom 10. Juni 1836], in: Georg Büchner: Sämtliche Werke und Schriften (Marburger Ausgabe), Bd. 10.1, hg. von Burghard Dedner, Tilman Fischer und Gerald Funk, Mainz 2012, S. 278–281, hier S. 278.

vom Air eines Anatomiesaals erfüllt«.³¹ Im Werk Büchners lässt sich ein Verhältnis der wechselseitigen Verweisung und Stärkung von Poetik und Naturwissenschaft feststellen: Die Poetik ist so sehr vom Realismus der sich konsolidierenden Naturwissenschaften geprägt, wie umgekehrt der Geist der Naturwissenschaften durch die nüchterne, auf alle Romantisierung verzichtende Darstellungsform der Dichtung gestärkt wird. Das »poetische Verfahren der Desillusionierung« wird bei Büchner zu einem »naturwissenschaftlichen Verfahren innerhalb seiner Poesie«.³²

Als Naturforscher sieht sich Büchner an das empirisch Beobachtbare gebunden und hält sich gegenüber metaphysischen Fragen zurück, insbesondere wendet er sich dagegen, die Zweckmäßigkeit in der Natur auf einen Schöpfergott zurückzuführen. Sehr deutlich heißt es in seiner Probvorlesung *Über Schädelnerven*, die er 1836 in Zürich hält: »Die Natur handelt nicht nach Zwecken, sie reibt sich nicht in einer unendlichen Reihe von Zwecken auf, von denen der eine den anderen bedingt; sondern sie ist in allen ihren Äußerungen sich unmittelbar genug. Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da.«³³ Ähnlich formulierte Büchner bereits in einem Schulaufsatz *Über den Selbstmord* von 1831: »[I]ch glaube [...], daß das Leben *selbst Zweck* sei [und nicht bloß Mittel], denn: *Entwicklung* ist der Zweck des Lebens, *das Leben selbst* ist Entwicklung, also ist das Leben *selbst Zweck*.«³⁴

In Büchners Teleologiekritik verbinden sich zwei dominante Motive: ein auf das Individuum gerichteter Blick und die Autonomisierung eines Diskurses. Individuenzentriert ist Büchners Teleologiekritik, weil er offensichtlich von einer inneren Zweckmäßigkeit ausgeht, die auf jedes einzelne Individuum bezogen ist, das für sich Zweck ist.³⁵ Er kann damit an die biotheoretischen Lebenstheorien des späten 18. Jahrhunderts anschließen, die von spezifisch organischen Kräften ausgehen, also im weiteren Sinne an *vitalistische Theorien*, in deren Rahmen Lebewesen Kräfte zugeschrieben werden, mittels derer sie

³¹ Walter Jens: Poesie und Medizin. Gedenkrede für Georg Büchner, in: Neue Rundschau 75 (1964), S. 266–277, hier S. 267.

³² Walter Müller-Seidel: Natur und Naturwissenschaft im Werk Georg Büchners, in: Festschrift für Klaus Ziegler, hg. von Eckehard Catholy und Winfried Hellmann, Tübingen 1968, S. 205–232, hier S. 215.

³³ Georg Büchner: Probvorlesung. *Über Schädelnerven* (1836), in: Ders.: Werke und Briefe (Münchener Ausgabe), hg. von Karl Pörnbacher u.a., München 1988, S. 259–269, hier S. 260.

³⁴ Georg Büchner: *Über den Selbstmord*. Eine Rezension (1831), in: Ders.: Werke (wie Anm. 33), S. 34–38, hier S. 36.

³⁵ Vgl. Maike Arz: Literatur und Lebenskraft. Vitalistische Naturforschung und bürgerliche Literatur um 1800, Stuttgart 1996, S. 81.

sich selbst zu autonomen, selbstbezüglichen und sich entwickelnden Einheiten aufzubauen. Diverse Autoren postulieren bekanntlich derartige vitalistische Kräfte, z.B. einen innerorganismischen *Bildungstrieb* (Blumenbach), *bildende Kräfte* (Herder, Kant) oder eine *organisierende Kraft* (Johannes Müller). Indem Büchner sich diesen Autoren anschließt, distanziert er sich nicht nur von einer die ganze Natur umfassenden metaphysischen Teleologie, sondern auch von einer rein kausanalytischen Forschung, die nur kausale Wirkungsketten kennt und damit nicht zur Anerkennung ganzheitlicher Einheiten mit einem »Selbstsein« gelangt.³⁶

Mit Maike Arz kann auch eine Verbindung zwischen diesen vitalistischen Lebenstheorien und der Konstitution des bürgerlichen autonomen Individuums hergestellt werden: Analog zum sich selbst bildenden Organismus wird das bürgerliche Individuum als freies, von Bevormundung emanzipiertes, autonomes Subjekt entworfen.³⁷ Verbunden damit ist eine Kritik an Instrumentalisierungen des Individuums für ihm äußere Zwecke. Es lässt sich auch eine Parallelität in der Konstitution von autonomen Organismen in Büchners biotheoretischen Schriften und in seinen literarischen Figuren feststellen.³⁸ In beiden Fällen fordert er eine Darstellung aus der Perspektive des Individuums, seiner Selbstbezüglichkeit, in der sich seine Einheit überhaupt erst konstituiert. Übertragen auf menschliche Verhältnisse würde die Teleologiekritik sich also dagegen richten, das Individuum durch seine Einbettung in einen universalen Mittel-Zweck-Zusammenhang als ein »unfreies Glied in einer unendlichen teleologischen Kette« zu verstehen, wie Burghard Dedner es formuliert.³⁹ Büchner lehnt mit der teleologischen Be trachtung eine *Dezentrierung des Lebensprinzips* ab. Gegen die Vorstellung einer potenziell unendlichen Kette von Zweckbezügen hält er an der Idee eines autonomen Individuums als selbstbezüglicher Einheit fest.

³⁶ Vgl. Robert Spaemann/Reinhard Löw: Die Frage Wozu? Geschichte und Wiederentdeckung des teleologischen Denkens, München 1981, S. 290; Arz: Literatur und Lebenskraft (wie Anm. 35), S. 88. Treffend auch Helmut Müller-Sievers: »Nicht länger sollte er [d.i. der tierische Körper] als Maschine bewundert werden, in der Gott sich als unübertraglicher *opifex* offenbarte, sondern als ein kraftbegabter suisuffizienter Organismus, der im Austausch mit anderen natürlichen Kreisläufen sich am Leben erhält und fortlebt.« Helmut Müller-Sievers: Desorientierung. Anatomie und Dichtung bei Georg Büchner, Göttingen 2003, S. 59.

³⁷ Vgl. Arz: Literatur und Lebenskraft (wie Anm. 35), S. 208.

³⁸ Vgl. ebd., S. 188ff.

³⁹ Burghard Dedner: Bildsysteme und Gattungsunterschiede in Leonce und Lena, Dantons Tod und Lenz, in: Georg Büchner: Leonce und Lena. Kritische Studienausgabe. Beiträge zu Text und Quellen, hg. von dems., Frankfurt a.M. 1987, S. 156–218, hier S. 209.

Das ist das eine Motiv von Büchners Teleologiekritik aus einer individualistischen Perspektive. Nahe liegt diese Interpretation insbesondere vor dem Hintergrund von Büchners Dramen und dem Erzählfragment *Lenz*, in denen einzelne geschundene und missbrauchte Figuren eine wichtige Rolle spielen und der Verlust ihrer Autonomie und Integrität durch äußere Eingriffe Thema ist – darunter auch sich wissenschaftlich gebender Eingriffe, wie etwa die Behandlung Woyzecks durch den Doktor im gleichnamigen Dramenfragment.

Daneben scheint sich Büchners Teleologiekritik auch aus einer Einsicht in die Autonomisierung des biotheoretischen Diskurses zu ergeben.⁴⁰ Mit dieser Einsicht ist eine Absage an die Inanspruchnahme der Naturwissenschaft für ein umfassendes Orientierungswissen verbunden. Zu einer solchen Orientierung trug die Teleologie, etwa im Rahmen der Physikotheologie des 17. und 18. Jahrhunderts, lange Zeit bei: als Sinnsschema, das einen globalen Ordnungszusammenhang zwischen heterogenen Bereichen herstellte, wie in der Kette »die Pflanzen sind um der Tiere willen da und die Tiere um des Menschen willen«. Wenn dieser Sinnzusammenhang aufgelöst wird, stehen unverbundene Diskurse nebeneinander. Genau diesen Schritt vollzieht Büchner. Er demonstriert die Konsequenzen der Autonomisierung der naturwissenschaftlichen Erforschung des Lebens gegenüber dem Humanen, dem Sittlichen, also dem klassischen Lebenswissen. Büchners Ablehnung der Teleologie enthält mithin auch eine Einsicht in die Differenzierung der Diskurse des Lebens, in den Abschluss des naturwissenschaftlichen Wissens vom Leben gegenüber lebensweltlichen, ethisch-rechtlichen Bezügen. Ein paradigmatisches Beispiel dafür ist die *Woyzeck*-Szene im Hof des Professors, wo der Patient Woyzeck den Studenten als Anschauungsobjekt vorgeführt wird:

WOYZECK. Herr Doktor ich hab's Zittern.

DOKTOR. (ganz erfreut). Ei, Ei, schön Woyzeck. (reibt sich die Hände. Er nimmt die Katze.) Was seh ich meine Herrn, die neue Spezies Hasenlaus, eine schöne Spezies [...] (die Katze läuft fort.) [...] Meine Herren, sie können dafür was andres sehen, sehn sie der Mensch, seit einem Vierteljahr ißt er nichts als Erbsen, beackte sie die Wirkung, fühle sie einmal was ein ungleicher Puls, da, und die Augen.

WOYZECK. Herr Doktor es wird mir dunkel. (Er setzt sich.)

DOKTOR. Courage Woyzeck noch ein paar Tage, und dann ist's fertig, fühlen sie meine Herren fühlen sie. (Sie betasten ihm Schläfe, Puls und Busen.) à propos, Woyzeck,

⁴⁰ Vgl. Ludwig: »Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft« (wie Anm. 13), S. 39 u. 81.

beweg den Herren doch einmal die Ohre [...] So meine Herrn, das sind so Übergänge zum Esel, häufig auch in Folge weiblicher Erziehung, [...].⁴¹

In diesem Dialog, wenn man diesen Wortwechsel denn so nennen will, äußert Woyzeck ein unmittelbares Empfinden seines Leidens. Das Interesse des Doktors ist aber gar nicht auf dieses subjektive Empfinden gerichtet, sondern allein auf physiologische Reaktionen. Er thematisiert auch ohne Übergänge die verschiedenen Formen von Lebewesen: Von der Katze kommt er zur Laus, dann zu Woyzeck und von ihm wieder ganz schnell zum Esel, der mit den Ohren wackelt.⁴² Das Leben eines Menschen wird hier also als bloß kreatürliche Existenz, als nacktes Leben untersucht.

Protagonist des naturwissenschaftlichen Lebenswissens ist in dieser Szene ein von Ehrgeiz getriebener Wissenschaftler, dem es, ausgehend von seinen »unsterblichsten Experimente[n]«, um die eigene Unsterblichkeit geht (»ich werde unsterblich«).⁴³ Der Gegenstand auf der Bühne ist also die Wissenschaft vom Leben in ihren Prämissen (der Fixierung auf Experiment und Theorie), Protagonisten (denen es gelingt, ihren wissenschaftlichen Zielen alles andere unterzuordnen) und Probanden (die zu dehumanisierten Objekten werden).

Dargestellt wird auf diese Weise eine menschenverachtende biomedizinische Praxis im Dienste der Wissenschaft. Demonstriert wird damit die Eigengesetzlichkeit der Wissenschaftskultur, ihre Ablösung von humanistischen Vorstellungen, ein »Auseinanderdriften der naturwissenschaftlichen und der schönen Welt«.⁴⁴ Dargestellt ist aber nicht nur das Auseinanderdriften dieser zwei Welten, sondern auch ihr Zusammentreffen. Es werden Perspektiven des Lebenswissens zusammengeführt – nicht nach dem Modell der romantischen Naturphilosophie, geleitet von dem Gedanken einer harmonischen Einheit, sondern als krasses Aufeinanderprallen von unverbunden, nebeneinanderstehenden Perspektiven.

⁴¹ Georg Büchner: *Woyzeck* (1836) (Lesefassung von Werner R. Lehmann), in: Ders.: Werke (wie Anm. 33), S. 233–255, hier S. 251.

⁴² Vgl. Hubert Thüring: Leben, in: Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Roland Borgards und Harald Neumeyer, Stuttgart 2009, S. 209–217, hier S. 216.

⁴³ Georg Büchner: *Woyzeck* (1836) (Zweite Entwurfsstufe, H 2), in: Ders.: Werke (wie Anm. 33), S. 209–217, hier S. 214; vgl. zu diesem Aspekt Harald Neumeyer: »Hat er schon seine Erbsen gegessen?« Georg Büchners *Woyzeck* und die Ernährungsexperimente im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 83 (2009), S. 218–245, hier S. 241.

⁴⁴ Ludwig: »Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft« (wie Anm. 13), S. 87; vgl. dazu auch S. 15.

Der Zynismus der an Woyzeck durchgeführten Experimente des »Doktors« – Woyzeck wird über Wochen einseitig mit Erbsen ernährt – wird noch dadurch unterstrichen, dass sie eigentlich gar nicht dessen Hauptforschungsgebiet betreffen. Das eigentliche Interesse des Doktors gilt den Fortpflanzungsweisen einzelliger Lebewesen und anderer »Infusorien«.⁴⁵ In keinem direkten Zusammenhang damit stehen die ernährungswissenschaftlichen Experimente an Woyzeck. Diese haben dagegen erhebliche biopolitische Bedeutung, nämlich im Hinblick auf die Rationalisierung der Verpflegung von Soldaten, indem statt Fleisch billigere und besser zu lagernde Nahrungsmittel wie Hülsenfrüchte verabreicht werden.⁴⁶ Ziel der Untersuchungen ist also ein klares biopolitisches Dispositiv, bei dem der für alles Leben grundlegende Prozess der Ernährung einer zentral gesteuerten Verwaltung und Regulation unterworfen wird. Büchners *Woyzeck* gilt damit als das literarische Werk, in dem die biopolitische Dimension »erstmals in der Literatur [...] konkrete Konturen annimmt«.⁴⁷

Auch wenn sie also nicht sein Hauptforschungsgebiet sind, hat sich der Doktor mit Enthusiasmus diesen Forschungen am Menschen verschrieben und erfreut sich an dem durch seine Experimente mitbedingten psychischen Ausnahmezustand des Patienten. Er betreibt die Medizin dementsprechend als ein auf Experimente gestütztes Wissenssystem, nicht als Heilkunst. Woyzeck ist gegenüber dieser Wissenschaft nicht Patient, sondern ein in Dienst genommenes, artikulationsschwaches Versuchskaninchen – sich selbst unbegreiflich, erniedrigt auf seine kreatürliche Existenz. Er wird zu einem der Wissenschaft unterworfenen *Fall*, als der er der Bestätigung einer wissenschaftlichen Hypothese dient (»Er ist ein interessanter Kasus, Subjekt Woyzeck«⁴⁸). Die Wissenschaft wird auf diese Weise in ihrer Eigenlogik und Selbstbezüglichkeit vorgeführt. Bezogen ist sie nicht auf das Wohl des Menschen, sondern auf eine »Theorie«, von der demonstrativ offenbleibt,

⁴⁵ Vgl. Udo Roth: Das Forschungsprogramm des Doktors in Georg Büchner »Woyzeck« unter besonderer Berücksichtigung von H2,6, in: Georg Büchner Jahrbuch 8 (1990–1994), S. 254–278, hier S. 276f.

⁴⁶ Vgl. Alfons Glück: Der Menschenversuch. Die Rolle der Wissenschaft in Georg Büchners »Woyzeck«, in: Georg Büchner Jahrbuch 5 (1985), S. 139–182; Neumeyer: »Hat er schon seine Erbsen gegessen?« (wie Anm. 43).

⁴⁷ Thüring: Leben (wie Anm. 42), S. 214; vgl. auch Sarah Miriam Pritz: Biopolitik im Werk Georg Büchners. Möglichkeiten und Grenzen einer modernen Form der Macht, Saarbrücken 2012, S. 8 u. 110.

⁴⁸ Büchner: *Woyzeck* (wie Anm. 41), S. 243.

worin sie überhaupt besteht und mit welcher »Revolution« ihre Bestätigung verbunden wäre.⁴⁹

Im *Woyzeck* wird also ein ganz anderes Modell der Begegnung von Wissenschaft und Lebenswelt vorgeführt als in den romantisch-idealisierten Entwürfen der Jahrhundertwende. An die Stelle des Ideals der Einheit und Einheitlichkeit eines Seienden tritt die Erfahrung der Entfremdung, der Vereinzelung von unverbundenen Perspektiven. Das Ausbleiben einer Erfahrung der Resonanz mit der Natur äußert sich im *Woyzeck* auch in der Lebenswelt selbst, besonders drastisch im Märchen der Großmutter, in dem der Mond als ein »Stück faul Holz« erscheint.⁵⁰ Von einer Korrespondenz des Individuums mit kosmischen Ereignissen und einer daraus folgenden sinnstiftenden Orientierung ist dies weit entfernt. Dargestellt ist vielmehr das Auseinanderfallen der Welt in unvermittelt nebeneinanderstehende Perspektiven, die Fragmentierung des Daseins oder – wie im Falle von *Lenz* – eine psychische Dynamik, die sich gegen das Subjekt selbst richtet.

Büchners dissoziierendes Darstellungsverfahren im *Woyzeck* und anderen literarischen Werken steht allerdings in einem gewissen Widerspruch zu seinen naturwissenschaftlichen Abhandlungen, in denen er immer wieder affirmativ an die organologische Tradition anschließt, an Herder und Goethe, zum Teil auch an die romantischen Naturphilosophen, insofern sie nach einer Kontinuität der Formen suchen und diese in ihrer harmonischen Einheit beschreiben. In der »philosophischen« Ansicht, die Büchner gegenüber der »teleologischen Methode« in seiner Probevorlesung ausdrücklich verteidigt, geht es darum, das Dasein eines Individuums als »Manifestation eines Urgesetzes, eines Gesetzes der Schönheit, das nach den einfachsten Rissen und Linien die höchsten und reinsten Formen hervorbringt«⁵¹ zu betrachten.

Bei Büchner lässt sich also ein Nebeneinander und ein Aufeinanderprallen von klassischen, auf Harmonie und Ganzheitlichkeit gerichteten Motiven und modernen, die Fragmentierung betonenden Vorstellungen beobachten.⁵² Beschrieben wird dies als bedauerliche Diskrepanz und Dissonanz

⁴⁹ Vgl. Burghard Dedner: Georg Büchner: *Woyzeck*. Erläuterungen und Dokumente, Stuttgart 2005, S. 183–188, hier S. 183; Neumeyer: »Hat er schon seine Erbsen gegessen?« (wie Anm. 43), S. 240.

⁵⁰ Büchner: *Woyzeck* (wie Anm. 41), S. 252.

⁵¹ Büchner: Probevorlesung (wie Anm. 33), S. 260.

⁵² Dies wurde vielfach festgestellt, so schon 1946 von Hans Mayer: »In der Gesellschaft sieht Büchner nur den Einzelmenschen und seinen Schmerz, nur Chaos und Unordnung; vor ihr verspürt er die Revolte des Hasses und des Mitleids. In der Natur aber spürt er Ordnung und Plan und Harmonie. Hier sieht und sucht er die Bindung, die er im Bereich der

zwischen einem radikalen Blick auf die Gesellschaft und einem konservativen Blick auf die Natur.⁵³ Die literarischen Texte arbeiten an der Auflösung des organologischen Paradigmas, das Vorstellungen von Ganzheit und Geschlossenheit der Formen verpflichtet ist, an dem Büchner in seinen naturwissenschaftlichen Schriften gerade festhält.

V. Von der Trennung des Lebenswissens zur Konfrontation seiner Teile

Ungeachtet dieser Diskrepanz in den literarischen und naturwissenschaftlichen Schriften finden sich bei Büchner aber auch Begriffe, die für beide Bereiche gleichermaßen leitend sind. Dazu gehört auch der Begriff des Lebens, den Büchner für die Natur ebenso wie für die Kunst reklamiert. In *Lenz* formuliert er explizit die Forderung nach Lebendigkeit in Kunstsachen:

Ich verlange in allem [d.h. in allen Werken der Kunst] Leben, Möglichkeit des Da-seins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist, das Gefühl, daß Was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen Beiden, und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen.⁵⁴

Dieser Forderung nach »Leben« gegenüber gibt Büchner die klassische Orientierung an der Schönheit als sekundär aus. Das Geschaffene kann auch häßlich sein, wenn es nur lebendig ist.

Eine Form der Lebendigkeit des Geschaffenen bei Büchner besteht darin, dass dasjenige zusammengeführt wird, was sich in der Differenzierung und Autonomisierung der Disziplinen getrennt hat.⁵⁵ Vorgeführt wird ein konkreter Kontext, in dem sich die disziplinär und lebensweltlich ausdifferenzierten biologischen, ethischen, juristischen und ökonomischen Fragen wieder begegnen, ein »clash of discourses«.⁵⁶ Das Zusammentreffen der differenzierten Logiken erfolgt in einer konkreten Situation, in der sie alle

Gesellschaft nicht kennt und (verächtlich oder resigniert) verlacht.« Hans Mayer: Georg Büchner und seine Zeit, Wiesbaden 1946, S. 371.

⁵³ Vgl. John Reddick: The shattered whole: Georg Büchner and »Naturphilosophie«, in: *Romanticism and the Sciences*, hg. von Andrew Cunningham und Nicholas Jardine, Cambridge 1990, S. 322–340, hier S. 328.

⁵⁴ Georg Büchner: *Lenz* (1835), in: Ders.: Werke (wie Anm. 33), S. 137–158, hier S. 144.

⁵⁵ Vgl. Thüring: Leben (wie Anm. 42), S. 216; Pritz: Biopolitik (wie Anm. 47), S. 111ff.

⁵⁶ Nicolas Pethes: »Viehdummes Individuum«, »unsterbliche Experimente«. Elements of a cultural history of human experimentation in Georg Büchner's dramatic case study *Woyzeck*, in: *Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur* 98 (2006), S. 68–82, hier S. 72.

tatsächlich miteinander verschränkt vorliegen. Aus dieser Verschränkung im Konkreten erwächst ein Problemdruck, der aus der Sicht der einen (etwa der naturwissenschaftlichen) Perspektive noch nicht vorhanden ist. Im Konkreten offenbart sich damit die immanente Interdisziplinarität der Phänomene des Lebenswissens.

Büchners Lebenswissen enthält also neben der Demonstration einer Trennungsgeschichte zugleich die Konfrontation der heterogenen Logiken des Lebenswissens in einem konkreten Fall. In diesem konkreten Kontext gelangen die Felder wieder in Kontakt miteinander, die sich auf wissenschaftlicher, theoretisch-abstrakter Ebene gegeneinander differenziert haben. In den Konstellationen der Praxisfragen verschränkt sich das disziplinär differenzierte und autonomisierte Wissen wieder im Konkreten zu einer Einheit – so dass überhaupt erst hier von *Lebenswissen* im eigentlichen holistischen Sinne gesprochen werden kann.

Die Literatur ist offenbar ein sehr geeignetes Medium zur Darstellung dieses in sich heterogenen, jeweils konkreten Lebenswissens. Ihre Aufgabe kann es dabei nicht sein, einen Eindruck vom »frischen grünen Leben« als einem »Naturleben, das wir unmittelbar wahrnehmen«, zu geben, wie es Büchner in seiner naturwissenschaftlichen Probevorlesung formuliert.⁵⁷ Das Verfahren der Literatur ist es vielmehr, die Heterogenität und zugleich existentielle Verbundenheit des in unterschiedlichste Diskurse eingebundenen, partikulären Wissens vom Leben vorzuführen. Dies erfolgt bei Büchner im Modus einer Beobachtung zweiter Ordnung: Auf der Bühne wird eine wissenschaftliche Beobachtungssituation ausgestellt, mit dem Zuschauer als Beobachter des beobachtenden Wissenschaftlers.⁵⁸ Die Aufführung auf der Bühne macht sichtbar, »was im wissenschaftlichen Verzeichnis neutraler Datenreihen zum Verschwinden gebracht ist – de[n] fortschreitende[n] Deformationsprozess des Probanden«.⁵⁹ Durch die unversöhnliche Konfrontation auf der Bühne wird es dem Zuschauer überlassen, den gesamten Komplex von miteinander verschränkten Diskursen zu überblicken und zu beurteilen.

Die Literatur fungiert hier also nicht nur als Rezeptionsmedium von Wissenschaft, die Wissenschaft wird durch sie nicht nur ausgestellt, sondern zugleich kontextualisiert, in ihren brutalen sozialen Konsequenzen vorgeführt. Über diese Kontextualisierung übt die Literatur potenziell eine Rück-

⁵⁷ Büchner: Probevorlesung (wie Anm. 33), S. 260.

⁵⁸ Vgl. Pethes: »Viehdummes Individuum« (wie Anm. 56), S. 80; Neumeyer: »Hat er schon seine Erbsen gegessen?« (wie Anm. 43), S. 242f.

⁵⁹ Neumeyer: »Hat er schon seine Erbsen gegessen?« (wie Anm. 43), S. 245.

wirkung auf die Wissenschaft aus.⁶⁰ Indem sie im konkreten Fall »über die theoretische Grenzenlosigkeit des Erforschbaren und über das ethische Skandalon eines Wissenwollens um jeden Preis« informiert, artikuliert sie »poetische Wissenschaftsskepsis«.⁶¹ Die Poesie stiftet den Raum des Zusammenhangs der Diskurse, in dem die sozialen und menschlichen Kosten der Autonomisierung von Wissenschaft, also der Entfaltung der Eigenlogik einzelner kultureller Bereiche, in aller Deutlichkeit sichtbar werden. Die Konfrontation der differenzierten Teile des Lebenswissens bei Büchner liefert somit ein Beispiel für die eigentliche Leistung der modernen Literatur, wie sie Michel Foucault sieht, nämlich das zur Darstellung zu bringen, »was am schwierigsten zu erkennen ist« und »sich am schlechtesten sagen und zeigen lässt«⁶² – in diesem Fall deshalb, weil es von den wissenschaftlichen Diskursen separiert wurde. Offensichtlich ist im Lebenswissen seine intrinsische Heterogenität, die Herkunft seiner Teile aus disziplinär differenzierten Diskursen; schwierig zu erkennen und darzustellen ist die Einheit dieses fragmentierten Wissens vom Leben.

⁶⁰ Vgl. Nicolas Pethes: Poetik/Wissen. Konzeptionen eines problematischen Transfers, in: Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800, hg. von Gabriele Brandstetter und Gerhard Neumann, Würzburg 2004, S. 341–372, hier S. 353 u. 356f.

⁶¹ Werner Frick: »Und sehe, daß wir nichts wissen können ...«. Poetische Wissenschaftsskepsis bei Goethe, Kleist und Büchner, in: Scientia Poetica. Literatur und Naturwissenschaft, hg. von Norbert Elsner und Werner Frick, Göttingen 2004, S. 243–272, hier S. 269.

⁶² Zit. nach: Hubert Thüring: Das neue Leben. Studien zu Literatur und Biopolitik 1750–1938, Paderborn 2012, S. 33.

